

ADAM SMITH

Theorie der ethischen Gefühle

Auf der Grundlage der
Übersetzung von Walther Eckstein
neu herausgegeben von
Horst D. Brandt

FELIX MEINER VERLAG
HAMBURG

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in
der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.
ISBN 978-3-7873-1936-7

www.meiner.de

© Felix Meiner Verlag GmbH, Hamburg 2010. Alle Rechte vorbehalten. Dies betrifft auch die Vervielfältigung und Übertragung einzelner Textabschnitte durch alle Verfahren wie Speicherung und Übertragung auf Papier, Transparente, Filme, Bänder, Platten und andere Medien, soweit es nicht §§ 53 und 54 URG ausdrücklich gestatten. Satz: Tanovski & Partners, Leipzig. Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen. Gedruckt auf alterungsbeständigem Werkdruckpapier, hergestellt aus 100 % chlorfrei gebleichtem Zellstoff. Printed in Germany.

INHALT

Einleitung. <i>Von Walther Eckstein</i>	xv
1 Entstehung und Aufnahme der »Theory«	xv
2 Das Verhältnis zwischen den sechs Originalauflagen	xxiv
3 Das Verhältnis der »Theory« zum »Wealth of Nations« und die Grundprinzipien der Smithschen Ethik	xlII
Bibliographie	lIX

ADAM SMITH THEORIE DER ETHISCHEN GEFÜHLE

Vorwort des Verfassers	3
----------------------------------	---

ERSTER TEIL

Über die Schicklichkeit oder sittliche Richtigkeit der Handlungen

ERSTER ABSCHNITT

<i>Von dem Gefühl für das sittlich Richtige</i>	5
1 Von der Sympathie	5
2 Von dem Wohlgefallen, welches durch gegenseitige Sympathie erzeugt wird	13
3 Von der Art und Weise, wie wir über die Schicklichkeit oder Unschicklichkeit der Gemütsbewegungen anderer Menschen je nach ihrer Übereinstimmung oder Nichtübereinstimmung mit unseren eigenen urteilen	18
4 Fortsetzung desselben Gegenstandes	24
5 Über die liebenswerten und die achtunggebietenden Tugenden	32

2. ABSCHNITT

<i>Über die Grade der verschiedenen Affekte, die mit der Schicklichkeit vereinbar sind</i>	37
Einleitung	37
1 Über die Affekte, welche ihren Ursprung vom Körper nehmen	38
2 Über jene Affekte, die ihren Ursprung einer besonderen Richtung oder Beschaffenheit der Einbildungskraft verdanken	44
3 Über die unsozialen Affekte	49
4 Über die sozialen Affekte	58
5 Über die egoistischen Affekte	61

3. ABSCHNITT

<i>Über den Einfluß von Wohlergehen und Mißgeschick auf das Urteil der Menschen über die Schicklichkeit der Handlungen, und warum es in der einen Lage leichter ist, ihre Billigung zu erlangen, als in der anderen</i>	66
1 Darüber, daß unsere Sympathie mit dem Leiden, obwohl sie meistens eine lebhaftere Empfindung ist als unsere Sympathie mit der Freude, doch gemeinhin weit weniger die Heftigkeit dessen erreicht, was die ursprünglich betroffene Person naturgemäß fühlt	66
2 Über den Ursprung des Ehrgeizes und über die Standesunterschiede	77
3 Über die Verfälschung unserer ethischen Gefühle, die aus diesem unserem Hang entsteht, die Reichen und Großen zu bewundern, dagegen Personen in ärmlichen und niedrigen Verhältnissen zu verachten oder hintanzusetzen	93

ZWEITER TEIL

Von Verdienst und Schuld oder von den
Gegenständen der Belohnung und Bestrafung

1. ABSCHNITT

<i>Über das Gefühl für Verdienst und Schuld</i>	103
Einleitung	103
1 Daß alles, was sich als schicklicher Gegenstand der Dankbarkeit darstellt, auch Belohnung zu verdienen scheint, und daß ebenso alles, was sich als schicklicher Gegenstand des Vergeltungsgefühles darstellt, Bestrafung zu verdienen scheint	104
2 Über die schicklichen Gegenstände der Dankbarkeit und des Vergeltungsgefühles	107
3 Daß man wenig Sympathie mit der Dankbarkeit desjenigen empfindet, der eine Wohlthat empfängt, wenn man das Betragen dessen, der sie erweist, nicht billigen kann; und daß man umgekehrt, keinerlei Sympathie mit dem Vergeltungsgefühl desjenigen empfindet, der eine Schädigung erleidet, sofern man die Motive der Person, die sie ihm zufügt, nicht mißbilligt	111
4 Zusammenfassende Wiederholung der vorhergehenden Kapitel	114
5 Analyse des Gefühls für Verdienst und Schuld	116

2. ABSCHNITT

<i>Über Gerechtigkeit und Wohltätigkeit</i>	124
1 Ein Vergleich dieser beiden Tugenden	124
2 Über Rechtsgefühl, Gewissensbisse und das Bewußtsein des eigenen Verdienstes	131
3 Über den Nutzen dieser Einrichtung der Natur	137

3. ABSCHNITT

<i>Über den Einfluß des Zufalls auf die Empfindungen der Menschen in Hinsicht der Verdienstlichkeit oder Tadelnswürdigkeit der Handlungen</i>	147
Einleitung	147
1 Über die Ursachen dieses Einflusses des Zufalls	150
2 Über das Ausmaß dieses Einflusses des Zufalls	155
3 Über die Endursache dieser Regelwidrigkeit der Gefühle	169

DRITTER TEIL

Über die Grundlage der Urteile, die wir über unsere eigenen Gefühle und unser eigenes Verhalten fällen, und über das Pflichtgefühl.

1 Über das Prinzip der Selbstbilligung und Selbstmißbilligung	177
2 Von dem Verlangen nach Lob und dem Verlangen nach Lobenswürdigkeit; und von der Furcht vor Tadel und der Furcht vor Tadelnswürdigkeit	182
3 Über den Einfluß und die Autorität des Gewissens	211
4 Über das Wesen des Selbstbetruges und über den Ursprung und den Nutzen allgemeiner Regeln	248
5 Über den Einfluß und die Autorität allgemeiner Regeln der Sittlichkeit und darüber, daß diese Regeln mit Recht als Gesetze der Gottheit angesehen werden	257
6 In welchen Fällen das Pflichtgefühl allein Prinzip unseres Handelns sein, und in welchen Fällen es mit anderen Triebfedern zusammenwirken soll	273

VIERTER TEIL

Über den Einfluß der Nützlichkeit auf das
Gefühl der Billigung

- 1 Über die Schönheit, welche allen Erzeugnissen der Kunst durch den Anschein der Nützlichkeit verliehen wird, der sich in ihnen ausdrückt, und über den ausgedehnten Einfluß dieser Art von Schönheit 287
- 2 Von der Schönheit, welche der Anschein der Nützlichkeit den Charakteren und Handlungen der Menschen verleiht, und inwiefern die Wahrnehmung dieser Schönheit als eines der ursprünglichen Prinzipien der Billigung betrachtet werden kann 301

FÜNFTER TEIL

Von dem Einfluß, welchen der
Brauch und die Mode auf die Empfindungen der
sittlichen Billigung und Mißbilligung üben.

- 1 Von dem Einfluß des Brauches und der Mode auf unsere Begriffe von Schönheit und Häßlichkeit 313
- 2 Über den Einfluß des Brauches und der Mode auf die ethischen Gefühle 323

SECHSTER TEIL

Wen nennen wir tugendhaft?

- Einleitung 343

1. ABSCHNITT

- Über den Charakter des Individuums, insofern er auf dessen eigene Glückseligkeit einwirkt, oder über die Klugheit* 343

2. ABSCHNITT

Über den Charakter des Individuums, insoweit er auf die Glückseligkeit anderer einwirken kann 353

Einleitung 353

1 Über die Rangordnung, in welcher die Individuen von der Natur unserer Obsorge und Aufmerksamkeit empfohlen wurden 355

2 Über die Rangordnung, in welcher Gemeinschaften von der Natur unserer Wohlthätigkeit empfohlen wurden 370

3 Über universelles Wohlwollen 381

3. ABSCHNITT

Von der Selbstbeherrschung 386

Schluß des sechsten Teiles 428

SIEBENTER TEIL

Über einige Systeme der Moralphilosophie

1. ABSCHNITT

Über die Fragen, welche in einer Theorie der ethischen Gefühle untersucht werden sollten 435

2. ABSCHNITT

Über die verschiedenen Darstellungen, die man von dem Wesen der Tugend gegeben hat 437

Einleitung 437

1 Über diejenigen Systeme, welche die Tugend in der Schicklichkeit bestehen lassen 438

2 Über diejenigen Systeme, welche die Tugend in der Klugheit bestehen lassen 480

3 Über jene Systeme, welche die Tugend im Wohlwollen bestehen lassen 490

4 Über Systeme, welche jede sittliche Bindung aufheben 500

3. ABSCHNITT

<i>Über die verschiedenen Systeme, die in bezug auf das Prinzip der Billigung aufgestellt worden sind</i>	515
Einleitung	515
1 Über jene Systeme, welche das Prinzip der Billigung aus der Selbstliebe ableiten	516
2 Über diejenigen Systeme, welche die Vernunft zum Prinzip der Billigung machen	521
3 Über jene Systeme, welche das Gefühl zum Prinzip der Billigung machen	526

4. ABSCHNITT

<i>Von der Art, in welcher verschiedene Schriftsteller die praktischen Regeln der Sittlichkeit dargestellt haben</i>	537
Anmerkungen des Herausgebers	565
Namenregister	601

ZU DIESER AUSGABE

Die vorliegende Neuausgabe der *Theorie der ethischen Gefühle* von Adam Smith in der Übersetzung von Walther Eckstein bietet den deutschen Text unverändert nach der 1926 erstmalig in der »Philosophischen Bibliothek« vorgelegten und seither mehrfach nachgedruckten Studienausgabe in zwei Bänden.

Als Ausgangstext für seine Übersetzung der *Theory of Moral Sentiments* wählte Eckstein nicht die Erstausgabe von 1759, sondern die stark erweiterte und überarbeitete »Auflage letzter Hand« von 1790, die auch allen anderen späteren Ausgaben und Übersetzungen des moralphilosophischen Hauptwerks von Adam Smith zugrundegelegt wurde. Das besondere Verdienst seiner Ausgabe dieser Schrift sah Eckstein – damals zu Recht – auch darin, »daß hier zum erstenmal der Versuch unternommen wurde, die sechs bei Smiths Lebzeiten erschienenen Auflagen [des Werks] untereinander zu vergleichen und die Abweichungen dieser Auflagen voneinander anzugeben«.

Auf die neuerliche Wiedergabe dieses Vergleichs der sechs Auflagen von 1759 bis 1790, den Eckstein teils in umfangreichen Deskriptionen der Abweichungen und teils in konkreten Einzelanmerkungen zum deutschen Text mitgeteilt hatte, wurde in der vorliegenden Neuausgabe aus guten Gründen verzichtet, da mit der heute maßgeblichen Ausgabe der Werke in *The Glasgow Edition of the Works and Correspondence of Adam Smith* seit 1976 eine bessere und genauere Dokumentation der Unterschiede der verschiedenen Auflagen zugänglich ist, die – anders als Ecksteins Anmerkungen zu seiner Übersetzung – die Abweichungen im originalen Wortlaut kenntlich macht.

Beibehalten wurden jedoch die Teile der Einleitung zur Ausgabe von 1926, in denen Eckstein zunächst die Zielsetzung des Werks herausstellt und sodann Art und Umfang der von Adam Smith vorgenommenen Änderungen am Corpus der Schrift in den sechs Auflagen von 1759 bis 1790 beschreibt und bewertet, sowie die von ihm gegebenen Sachanmerkungen zu den von Adam Smith zitierten bzw. herangezogenen Autoren und Quellen.

Horst D. Brandt

EINLEITUNG

1. Entstehung und Aufnahme der »Theory«

Die *Theory of Moral Sentiments* erschien zum erstenmal im Jahre 1759. Sieben Jahre früher war Adam Smith als Nachfolger Craighies zum Professor der Moralphilosophie an der Universität Glasgow ernannt worden, nachdem er ursprünglich als Professor der Logik (seit 1751) an dieser Universität gewirkt hatte. Als Professor der Moralphilosophie hatte Smith einen Vorlesungskurs über das gesamte Gebiet der Ethik zu halten, und dieser Kurs bildete die Grundlage von Smiths wissenschaftlichen Werken. Nach dem Bericht John Millars, eines Schülers von Smith (später Professor der Rechtswissenschaft in Glasgow), umfaßte dieser Vorlesungskurs vier Teile: Natürliche Theologie, Ethik im engeren Sinn, Rechtswissenschaft (vom historischen und, wie wir heute wohl sagen würden »soziologischen« Gesichtspunkt aus dargestellt) und schließlich Volkswirtschaftspolitik. Dieser letzte Teil des Kurses, von dem Millar sagt, er habe jene Maßnahmen des Staates behandelt, welche nicht auf der Gerechtigkeit, sondern auf der Zweckmäßigkeit beruhen, und welche dazu bestimmt sind, den Reichtum, die Macht und das Gedeihen des Staates zu fördern, bildete den Grundstock des 1776 veröffentlichten Werkes über das Wesen und die Ursachen des Wohlstandes der Nationen. Der zweite Teil des Kurses dagegen bestand, wie Millar berichtet, »hauptsächlich aus jenen Lehren, die Smith dann in der *Theory of Moral Sentiments* publizierte«. Smith beabsichtigte, wie er am Schluß der *Theory* erwähnt, auch den dritten Teil in Buchform der Öffentlichkeit zu übergeben, doch ist er zur Ausführung dieses Vorhabens nicht mehr gekommen. Eine Nachschrift des

3. und 4. Teiles der Vorlesungen (verfaßt von einem Studenten i. J. 1763) wurde 1896 von Edwin Cannan veröffentlicht.¹

Es scheint, daß Smith in die *Theory* den größten Teil seiner Ethikvorlesungen (d. h. also des 2. Teils seines Vorlesungskurses) verarbeitet hat, denn Stewart berichtet (Account, S. 42), daß nach der Veröffentlichung des Buches der Abschnitt über Ethik einen bedeutend kleineren Raum innerhalb des Gesamtkurses in Anspruch nahm als früher. Ja, es ist möglich, daß Smith auch in der ganzen Anlage des Buches im wesentlichen dem Gedankengang der Vorlesungen gefolgt ist. Wenigstens würde sich daraus die wenig systematische Anordnung des Stoffes, das ziemlich häufige Vorkommen von Wiederholungen und selbst kleinen Widersprüchen – Fehler, welche von den Kritikern des Werkes immer wieder hervorgehoben werden – ebenso zwanglos erklären, wie auf der anderen Seite die große Lebendigkeit der Darstellung, die Fülle von Beispielen und Zitaten, die in ihrer Anschaulichkeit und Mannigfaltigkeit einen der Hauptvorteile des Buches ausmachen.

Der Titel des Buches: *The Theory of Moral Sentiments* ist in doppelter Hinsicht interessant. Einerseits scheint sich in der Wahl dieses Titels eine Reminiszenz an das Buch eines französischen Autors auszusprechen, das Smith gekannt und geschätzt hat. Es ist dies die Schrift *Théorie des sentimens agréables*² von Louis Jean L'Evesque de Pouilly, die Smith in seinem in der *Edin-*

¹ »Lectures on Justice, Police, Revenue and Arms.« Edited with an introduction and notes by Edwin Cannan. Oxford 1896.

² Der volle Titel des Buches lautete: »Théorie des sentimens agréables, où après avoir indiqué les règles que la Nature suit dans la distribution du plaisir on établit les principes de la Théologie naturelle et ceux de la Philosophie morale.« Die mir vorliegende Ausgabe trägt die Jahreszahl 1749. Die Schrift war ursprünglich in Form eines Briefes an Lord Bolingbroke ohne Wissen des Autors 1736 in »Recueil de divers Ecrits sur l'Amour et l'Amitié« veröffentlicht und 1743 nachgedruckt worden, und zwar unter dem Titel »Reflexions sur les sentimens agréables et sur le plaisir, attaché à la vertu«.

burgh Review erschienenen Artikel »A letter to the authors of the *Edinburgh Review*« günstig besprochen hatte.³ Der Titel ist aber andererseits auch an sich bedeutungsvoll. Er bringt klar zum Ausdruck, daß das Werk eine deskriptive Darstellung der ethischen Gefühle und zugleich den Versuch einer Zurückführung dieser Phänomene auf gewisse Prinzipien enthalten soll. Das liegt schon in dem Ausdruck »Theorie«, welcher nach dem damaligen Sprachgebrauch die Beschreibung der Tatsachen und deren Zurückführung auf allgemeine Prinzipien ausdrückt. Smith hat übrigens seine Auffassung von der deskriptiv-erklärenden Aufgabe der Ethik gelegentlich in seinem nationalökonomischen Werk ausgesprochen. Er sagt hier (*Wealth*, Bk. V., Ch. 1, Pt. 3, Art. 2), in der antiken Moralphilosophie seien die Grundsätze des täglichen Lebens in methodischer Weise geordnet und durch einige gemeinsame Prinzipien in Verbindung gesetzt worden, in gleicher Weise, wie man versucht hatte, die Naturerscheinungen zu ordnen und miteinander in Verbindung zu bringen. Die Wissenschaft, welche darauf ausgehe, diese verbindenden Prinzipien zu erforschen und darzustellen, sei die eigentlich so genannte Moralphilosophie. – Dieser deskriptive und zugleich erklärende Charakter seines Werkes kommt deutlich auch in dem Untertitel zum Ausdruck, den Smith dem Buch beigegeben hat. Es soll eine Analyse der Prinzipien gegeben werden, mittels derer die Menschen Urteile über Verhalten und Charakter der anderen, sowie später auch über ihr eigenes Verhalten und ihren eigenen Charakter fällen. Es ist dabei zu beachten, daß Smith unter Prinzipien nicht nur Grundsätze oder Grundlagen, sondern – einem im 18. Jahrhundert auch in der deutschen Literatur allgemein verbreiteten Sprachgebrauch⁴ entsprechend – auch Grundkräfte,

³ Enthalten in »The *Edinburgh Review*, from July 1755 to January 1756«.

⁴ Vgl. Ausdrücke wie »Magnetisches Prinzip«, »Geistiges Prinzip«, »Prinzipien der menschlichen Natur« usw. Im Texte der »Theory« wird wiederholt die Sympathie als ein Prinzip bezeichnet.

Grundtriebe versteht, so daß es nicht ferne liegt, bei dem Wort »Prinzipien« im Untertitel in erster Linie an die Sympathie zu denken, deren grundlegende Bedeutung für das Zustandekommen ethischer Wertungen das Buch eben darlegen will. Daß die Aufgabe der *Theory* eine deskriptive ist, hat Smith übrigens auch an einer, bisher – so viel ich sehe – ganz unbeachtet gebliebenen Stelle des Werkes selbst ausdrücklich ausgesprochen. In einer längeren Anmerkung (II, 1, 5), in der sich Smith zu rechtfertigen sucht, weshalb er dem *resentment* (d. h. Vergeltungsgefühl) eine so große Rolle im menschlichen Gefühlsleben zuschreibt, sagt er, man müsse doch bedenken, »daß die vorliegende Untersuchung nicht eine Frage des Sollens betrifft, wenn ich so sagen darf, sondern eine Frage nach Tatsachen«. Diese Erklärung läßt manche Ausführungen der *Theory* in einem anderen Licht erscheinen, als sie viele der bisherigen Kritiker gesehen haben. So manche abfällige Kritik der *Theory* wäre wohl nie ausgesprochen worden, wenn man sich immer vor Augen gehalten hätte, daß Smith nicht sagen will, was sein soll, sondern daß er stets – oder doch wenigstens in erster Linie – erklären und beschreiben will, was tatsächlich ist.

Die Aufnahme, welche die *Theory of Moral Sentiments* gleich bei ihrem ersten Erscheinen fand, war überaus günstig. Wir besitzen einen Brief David Humes,⁵ in welchem er Smith für die Übersendung eines Exemplars des neu erschienenen Werkes dankt und zugleich in humorvoller Weise über den großen Erfolg des Buches berichtet: die Nachfrage nach dem Werk sei ungemein rege, drei Bischöfe hätten an einem Tage Exemplare davon gekauft, der Herzog von Argyle und Lord Lyttelton, denen Hume das Buch geschenkt habe, seien voll des Lobes über seinen Inhalt, Smiths Freund James Oswald habe erklärt, er könne

⁵ Der Brief (vom 12. April 1759) ist abgedruckt in Stewarts »Account«, S. 38, ferner bei Burton, »Life and Correspondence of David Hume«, II, S. 55.

nicht sagen, ob er mehr Belehrung oder mehr Unterhaltung aus dem Werke gewonnen habe, der Verleger Millar verkünde triumphierend, daß in wenigen Wochen zwei Drittel der Auflage verkauft worden seien, und Charles Townshend (ein bekannter Staatsmann, später Staatskanzler) sei von der Lektüre so entzückt, daß er seinen Stiefsohn, den Herzog von Buccleugh, der Obhut Smiths anvertrauen möchte – ein Vorhaben, das später tatsächlich zur Ausführung gelangte. – Edmund Burke, dessen kurz vorher erschienene Schrift *A philosophical inquiry into the origin of our ideas of the sublime and beautiful* seinen Namen in der gelehrten Welt bekannt gemacht hatte, veröffentlichte eine überaus günstige Besprechung im *Annual Register*, in der er sich in Ausdrücken höchsten Lobes über die *Theory* erging, wobei er insbesondere die zahlreichen glücklich gewählten Beispiele hervorhob, mit denen Smith seine Ausführungen belegt und durch die er eine außergewöhnliche Beobachtungsgabe bewiesen habe. Burke meint, Smiths Darstellungsweise sei eher einem Gemälde als einer Beschreibung zu vergleichen. Eine andere, nicht minder günstige Rezension des Buches erschien im Juli 1759 in der von Ralph Griffiths herausgegebenen *Monthly Review*.⁶ Die Rezension, deren Verfasser nicht genannt ist, lobt die klare und eindrucksvolle Sprache des Werks, die schönen und treffenden Erläuterungen und Beispiele, die es enthält, und seine lebendige und unterhaltende Darstellungsweise; der Referent nennt Smith einen guten und scharfen Beobachter der menschlichen Natur. Die Besprechung enthält eine ausführliche Inhaltsangabe der *Theory* und schließt mit den folgenden, charakteristischen Worten: »Das ganze Werk zeigt ein Maß von Feinfühligkeit und Verstandesschärfe, wie man es selten findet; und was noch be-

⁶ The Monthly Review, or Literary Journal by Several Hands, Bd. XXI, S. 1–18, London 1759. In dem weiter unten (S. XXIV f.) erwähnten Brief an Strahan vom 4. April 1760 läßt Smith dem Herausgeber Griffiths für diese Besprechung danken.

sonders erwähnt zu werden verdient: in dem ganzen Buch wird die strengste Rücksicht auf die Prinzipien der Religion gewahrt, so daß ein ernster Leser nichts finden wird, woran er mit gutem Grund Anstoß nehmen könnte. Mit einem Wort – ohne Parteilichkeit gegenüber dem Autor – er ist einer der elegantesten und anziehendsten Schriftsteller auf dem Gebiete der Ethik, die wir kennen.«

Auch in Frankreich fand die *Theory*, wie es scheint, bald nach ihrer Veröffentlichung eine günstige Aufnahme.⁷ Im Jahre 1764 erschien die erste französische Übersetzung unter dem Titel »*Métaphysique de l'Âme*«. Der Verfasser dieser (anonym erschienenen) Übersetzung, Marc-Antoine Eidous, gibt im Vorwort der Hoffnung Ausdruck, daß das Werk, das in England den größten Erfolg gehabt habe, auch in Frankreich freundlich werde aufgenommen werden. Die Comtesse de Boufflers-Rouvel erklärte 1770 den Söhnen eines Freundes von Smith gegenüber, die *Theory* sei in Frankreich in Mode gekommen und sie selbst hege die Absicht, das Buch nochmals ins Französische zu übertragen. Den gleichen Plan hatte der junge Herzog von La Rochefoucauld, der, wie er Smith 1778 mitteilte, bereits den ersten Teil der *Theory* übersetzt hatte, als ihm die Übersetzung des Abbé Blavet zu Augen kam, was ihn dazu bestimmte, von seinem Vorhaben Ab-

⁷ Ein zeitgenössischer Schriftsteller äußert sich allerdings skeptischer: »On a traduit depuis quelque temps la Théorie des Sentimens Moraux ... Le traducteur ou le libraire, pour lui donner un titre plus piquant, l'a nommé spirituellement »*Métaphysique de l'Âme*«; cet ouvrage a beaucoup de reputation en Angleterre, et n'a eu aucun succès à Paris. Cela ne décide rien contre son mérite.« Als Grund für diesen Mißerfolg wird allerdings die Mangelhaftigkeit der erwähnten Übersetzung angegeben, wie es denn überhaupt schwer, ja beinahe unmöglich sei, Werke »metaphysischen« Inhalts in eine fremde Sprache zu übersetzen. (Correspondance littéraire, philosophique et critique adressée à un souverain d'Allemagne depuis 1753 jusqu'en 1769 par le Baron de Grimm et par Diderot. Première partie, tome quatrième p. 291 f.)

stand zu nehmen.⁸ Blavets Übersetzung, die nach der 3. Auflage des Originals angefertigt war, erschien 1774. Der Übersetzer, der in seiner Widmung das Buch ein »unsterbliches Werk« und »un chef d'œuvre de raisonnement et de sentiment« nennt, erklärt in der Vorrede, er kenne kein Werk, das ihm ein stärkeres Verlangen, besser zu werden, eingeflößt habe, als dieses. Eine dritte Übertragung des Buches veröffentlichte im Jahre 1798 Mme. de Grouchy, die Witwe des bekannten Philosophen Condorcet. – Schon diese große Zahl von Übersetzungen und Übersetzungsversuchen beweist das Interesse, welches das gebildete Frankreich dem Werke Smiths entgegenbrachte.

In Deutschland scheint die *Theory* gleichfalls sehr bald bekannt geworden zu sein. Lessing erwähnt sie 1763 in seinem *Laokoon* und zitiert ausdrücklich (in eigener Übersetzung) eine Stelle aus der 2. Auflage vom Jahre 1761.⁹ Chr. G. Rautenberg veröffentlicht 1770 seine, nach der 3. Auflage hergestellte Übersetzung des Werkes. Christian Garve zitiert das Buch in seinen *Vermischten Schriften* und bespricht es ausführlich in seiner »Geschichte der Ethik«, die die Einleitung zu seiner Übersetzung der Aristotelischen *Ethik* bildet (erschienen 1798). Garve erklärt hier das Prinzip der Moral, welches Smith aufstellt, zwar für ungereimt, nennt aber die Erklärungen und Anwendungen (dieses Prinzips) überaus lehrreich und bekennt, »mehr daraus gelernt zu haben, als aus den Werken vieler anderer, in ihren Prinzipien untadel-

⁸ La Rochefoucauld nennt das Buch eines der besten in englischer Sprache verfaßten Werke.

⁹ Vgl. unten Anm. 2 (S. 41). Auch Herder zitiert wiederholt Smith. So (1769) in den »Kritischen Wäldern« I, 5, an welcher Stelle er gegen die Ausführungen Lessings polemisiert (Ausg. Suphan III, S. 39 ff.), ferner in der Vorrede zu Börmels Übersetzung der Klagegesänge des Jeremias (XII, 332), an dieser Stelle sogar ausdrücklich die »Theorie der moralischen Empfindungen« (d. i. der Titel der Rautenbergschen Übersetzung), so daß es wenigstens wahrscheinlich ist, daß auch er das Buch (wohl in Rautenbergs Übertragung) gekannt hat.

hafter und in ihren Beweisen weit strengerer Moralisten«. 1791 erschien die Übersetzung Ludwig Theobul Kosegartens, welche nach der 4. oder 5. Auflage angefertigt zu sein scheint. Ein 1795 erschienener Nachtragsband enthält einige Zusätze der 6. Auflage in deutscher Übersetzung. Kosegarten äußert sich in seiner Vorrede zwar lobend über Smiths Werk,¹⁰ verwirft aber grundsätzlich die Ethik Smiths, die er vom Boden der Kantischen Philosophie aus kritisiert. – *Kant* scheint übrigens selbst die *Theory* gekannt und geschätzt zu haben. Kants ethische Schriften weisen zweifellos zahlreiche Berührungen mit Smiths Werk auf, wenn man auch in Hinsicht mancher Parallelen, die Oncken in seinem Werk über Smith und Kant anführt, gewiß skeptisch sein darf. Daß Kant den *Wealth of Nations* gelesen hat, geht nicht nur aus den ausdrücklichen Zitaten dieses Werkes (Met. Anf. der Rechtslehre VI, 289 Ak. Ausg. und Anthropologie VII, 209 Ak. Ausg.), sondern auch aus gelegentlichen Anspielungen auf Smithsche Theorien (Arbeitsteilung, Interessenharmonie usw.) wie etwa in den »Ideen zu einer Geschichte in weltbürgerlicher Absicht« ziemlich klar hervor. Wir besitzen aber auch ein überaus wertvolles Zeugnis dafür, daß Kant Smiths *ethisches Hauptwerk* gekannt und eine hohe Meinung von dessen Wert gehegt hat. In einem Brief von Markus Herz an Kant (Ak. Ausg. X, 126) heißt es, daß der Engländer Smith Kants Liebling sei.¹¹ Da der Brief im Jahre 1771, also zu einer Zeit geschrieben ist, als der *Wealth of Nations* noch nicht publiziert war, kann sich das günstige Urteil Kants nur auf die *Theory* beziehen, deren deutsche Übersetzung (von Rautenberg) ein Jahr früher erschienen war. Auch der Hinweis

¹⁰ Erwähnenswert ist, daß Kosegarten im Vorwort darüber klagt, wie wenige unter den zeitgenössischen Geschichtsschreibern der Ethik der »Theory« Erwähnung tun.

¹¹ Die Stelle lautet: »Ueber den Engländer Smith, der, wie Herr Friedländer mir sagt, Ihr Liebling ist, habe ich verschiedene Remarken zu machen. Auch mich hat dieser Mann ungemein belustigt, aber gleichwol setze ich ihn dem ersten Teil von Home Kritik bey weiten nach.«

des Briefschreibers auf »Home, Kritik« – gemeint sind offenbar Homes 1762 veröffentlichte *Elements of criticism* – deutet darauf hin, daß die *Theory* gemeint sein muß.¹² Als Beweis dafür, daß Kant von der *Theory* einen tiefen Eindruck empfangen hat, kann aber ferner auch eine Nachlaßnotiz Kants gelten. In den Reflexionen zur Anthropologie (Ak. Ausg. XV, I, 334) sind an einer Stelle, wo davon die Rede ist, daß der Gründliche jeden Gegenstand »nicht bloß aus seinem, sondern aus Gemeinschaftlichem Gesichtspunkt« betrachtet, in Klammern die Worte beigefügt: »der Unpartheyische Zuschauer.« Es ist kaum möglich, diesen Zusatz anders, denn als ein Zitat aus der *Theory* aufzufassen.¹³

Wenn wir die hier angeführten Belege für die Aufnahme der *Theory of moral sentiments* überblicken und sehen, welches Interesse dieses Werk bei Smiths Zeitgenossen nicht nur in dessen engerem Vaterlande, sondern auch im deutschen und französischen Kulturgebiet bald nach seinem Erscheinen hervorrief, so werden wir sagen müssen, daß der Senat der Universität Glasgow im Recht war, als er in seinem Brief vom 1. März 1764, in dem er Smiths Verzicht auf das Lehramt bedauernd zur Kenntnis nahm, von Adam Smith behauptete: »his elegant and ingenious *Theory of Moral Sentiments* has recommended him to the esteem of men of taste and literature throughout Europe.«¹⁴

¹² Auch die Herausgeber von Kants Briefen in der Akademieausgabe beziehen Markus' Äußerung auf die »Theory«. Vgl. Ak. Ausgabe XIII, 54 (Anm.).

¹³ August Oncken erklärt in seiner Monographie »Adam Smith und Immanuel Kant«, Leipzig 1877, S. 97, es sei nicht zu entscheiden, ob Kant die »Theory« gekannt habe.

¹⁴ John Rae, »Life of Adam Smith«, London 1895, S. 173.

ADAM SMITH
THEORIE DER ETHISCHEN GEFÜHLE

oder

Versuch einer Analyse der Prinzipien, mittels
welcher die Menschen naturgemäß zunächst
das Verhalten und den Charakter ihrer Nächsten
und sodann auch ihr eigenes Verhalten und
ihren eigenen Charakter beurteilen

VORWORT DES VERFASSERS

Seit der ersten Veröffentlichung der »Theorie der ethischen Gefühle«, die bis in den Anfang des Jahres 1759 zurückliegt, sind mir mehrere Verbesserungen und eine große Zahl von Erläuterungen zu den Lehren, die in diesem Buch enthalten sind, eingefallen. Aber die mancherlei Beschäftigungen, welche das Leben mit all seinen Zufällen mir aufgezwungen hat, haben mich bis jetzt verhindert, dieses Werk mit jener Sorgfalt und Aufmerksamkeit wieder durchzusehen, wie ich es immer beabsichtigt hatte. – Die Hauptänderungen, die ich in dieser neuen Auflage vorgenommen habe, wird der Leser im letzten Kapitel des dritten Abschnittes des ersten Teils und in den vier ersten Kapiteln des dritten Teils finden. Der sechste Teil ist so, wie er in dieser neuen Auflage steht, ganz neu. Im siebenten Teil habe ich die Mehrzahl der verschiedenen Stellen, welche die stoische Philosophie betreffen, zusammengestellt, die in den früheren Auflagen über die einzelnen Abteilungen des Werkes verstreut waren. Ebenso habe ich mich bemüht, einige der Lehren dieser berühmten Philosophenschule vollständiger darzustellen und dieselben zugleich eingehender zu untersuchen. Im vierten und letzten Abschnitt desselben Teils habe ich ein paar Bemerkungen über die Pflicht und das Prinzip der Wahrhaftigkeit hinzugefügt. Überdies finden sich auch in anderen Teilen des Werks einzelne weniger wichtige Änderungen und Verbesserungen.

Im letzten Absatz des vorliegenden Werks habe ich in der ersten Auflage gesagt, daß ich in einer anderen Abhandlung versuchen werde, eine Darstellung der allgemeinen Prinzipien des Rechts und der Regierung zu geben, sowie der verschiedenen Umwälzungen, welche diese in den verschiedenen Zeitaltern und

Entwicklungsabschnitten der Gesellschaft durchgemacht haben, nicht nur soweit es sich um die Rechtspflege handelt, sondern auch was die Verwaltung, die Staatseinkünfte, das Militärwesen und alle anderen Gegenstände der Gesetzgebung anbelangt. In der »Untersuchung über das Wesen und die Ursachen des Wohlstandes der Nationen« habe ich dieses Versprechen zum Teil eingelöst, wenigstens insofern es sich um Verwaltung, Staatseinkünfte und Militärwesen handelt. Das auszuführen, was noch übrig bleibt – nämlich eine Theorie des Rechts, welche ich lange Zeit geplant habe – daran bin ich bisher durch eben die Beschäftigungen verhindert worden, die mich auch davon abgehalten haben, das vorliegende Werk einer Revision zu unterziehen. Mein bereits sehr vorgerücktes Alter läßt mir, wie ich wohl weiß, zwar sehr wenig Hoffnung, daß ich noch jemals imstande sein werde, dieses große Werk so, wie ich es wünschen würde, auszuführen; da ich aber die Absicht dazu doch noch nicht ganz aufgegeben habe, und da ich immer noch den Wunsch hege, auch ferner zu tun, was ich vermag, um die übernommene Verpflichtung zu erfüllen, so habe ich den Absatz so stehen lassen, wie er vor mehr als dreißig Jahren veröffentlicht wurde, als ich noch keinen Zweifel daran hegen konnte, daß ich imstande sein werde, alles auszuführen, was er verspricht.

ERSTER THEIL
Über die Schicklichkeit oder
sittliche Richtigkeit der Handlungen

(Bestehend aus drei Abschnitten)

ERSTER ABSCHNITT
Von dem Gefühl für das sittlich Richtige

ERSTES KAPITEL
Von der Sympathie

Mag man den Menschen für noch so egoistisch halten, es liegen doch offenbar gewisse Prinzipien in seiner Natur, die ihn dazu bestimmen, an dem Schicksal anderer Anteil zu nehmen, und die ihm selbst die Glückseligkeit dieser anderen zum Bedürfnis machen, obgleich er keinen anderen Vorteil daraus zieht, als das Vergnügen, Zeuge davon zu sein. Ein Prinzip dieser Art ist das Erbarmen oder das Mitleid, das Gefühl, das wir für das Elend anderer empfinden, sobald wir dieses entweder selbst sehen, oder sobald es uns so lebhaft geschildert wird, daß wir es nachfühlen können. Daß wir oft darum Kummer empfinden, weil andere Menschen von Kummer erfüllt sind, das ist eine Tatsache, die zu augenfällig ist, als daß es irgendwelcher Beispiele bedürfte, um sie zu beweisen; denn diese Empfindung ist wie alle anderen ursprünglichen Affekte des Menschen keineswegs auf die Tugendhaften und human Empfindenden beschränkt, obgleich diese sie vielleicht mit der höchsten Feinfühligkeit erleben mögen, sondern selbst der ärgste Rohling, der verhärtetste Verächter der Gemeinschaftssetze ist nicht vollständig dieses Gefühles bar.

Da wir keine unmittelbare Erfahrung von den Gefühlen anderer Menschen besitzen, können wir uns nur so ein Bild von

der Art und Weise machen, wie eine bestimmte Situation auf sie einwirken mag, daß wir uns vorzustellen suchen, was wir selbst wohl in der gleichen Lage fühlen würden. Mag auch unser eigener Bruder auf der Folterbank liegen – solange wir selbst uns wohl befinden, werden uns unsere Sinne niemals sagen, was er leidet. Sie konnten und können uns nie über die Schranken unserer eigenen Person hinaustragen und nur in der Phantasie können wir uns einen Begriff von der Art seiner Empfindungen machen. Auch dieses Seelenvermögen kann uns auf keine andere Weise davon Kunde verschaffen, als indem es uns zum Bewußtsein bringt, welches unsere eigenen Empfindungen sein würden, wenn wir uns in seiner Lage befänden. Es sind nur die Eindrücke unserer eigenen Sinne, nicht die der seinigen, welche unsere Phantasie nachbildet. Vermöge der Einbildungskraft versetzen wir uns in seine Lage, mit ihrer Hilfe stellen wir uns vor, daß wir selbst die gleichen Martern erlitten wie er, in unserer Phantasie treten wir gleichsam in seinen Körper ein und werden gewissermaßen eine Person mit ihm; von diesem Standpunkt aus bilden wir uns eine Vorstellung von seinen Empfindungen und erleben sogar selbst gewisse Gefühle, die zwar dem Grade nach schwächer, der Art nach aber den seinigen nicht ganz unähnlich sind. Wenn wir so seine Qualen gleichsam in uns aufnehmen, wenn wir sie ganz und gar zu unseren eigenen machen, dann werden sie schließlich anfangen auf unser eigenes Gemüt einzuwirken, und wir werden zittern und erschauern bei dem Gedanken an das, was er jetzt fühlen mag. Denn wie es uns maßlosen Kummer verursacht, wenn wir selbst uns in Schmerzen oder Nöten irgendwelcher Art befinden, so wird die gleiche Gemütsbewegung in uns auch erweckt, wenn wir uns bloß in der Phantasie vorstellen, daß wir in dieser Lage seien – und zwar in höherem oder geringerem Maße, je nachdem ob diese Vorstellung lebhafter oder schwächer von uns Besitz ergreift.

Daß dies die Quelle des Mitgefühls ist, welches wir gegenüber

dem Elend anderer empfinden, daß wir erst dann, wenn wir mit dem Leidenden in der Phantasie den Platz tauschen, dazu gelangen, seine Gefühle nachzuempfinden und durch sie innerlich berührt zu werden, das kann durch viele offenkundige Beobachtungen dargetan werden, wenn man es nicht schon an und für sich für genügend einleuchtend halten sollte. Wenn wir zusehen, wie in diesem Augenblick jemand gegen das Bein oder den Arm eines anderen zum Schläge ausholt und dieser Schlag eben auf den anderen niedersausen soll, dann zucken wir unwillkürlich zusammen und ziehen unser eigenes Bein oder unseren eigenen Arm zurück; und wenn der Schlag den anderen trifft, dann fühlen wir ihn in gewissem Maße selbst und er schmerzt uns ebensowohl wie den Betroffenen. Wenn der Pöbel einen Mann angafft, der auf dem schlaffgespannten Seile tanzt, dann dreht und wendet sich jeder einzelne von ihnen unwillkürlich und balanciert seinen eigenen Körper so, wie er es den Seiltänzer tun sieht und wie er es seinem Gefühle nach selbst tun müßte, wenn er in der Lage des letzteren wäre. Solche Menschen, die empfindliche Nerven und eine schwache Körperbeschaffenheit besitzen, führen oft darüber Klage, daß sie bei dem Anblick der Wunden und Geschwüre, welche von den Bettlern auf der Straße zur Schau gestellt werden, selbst ein Jucken oder ein Unbehagen an den entsprechenden Teilen ihres eigenen Körpers zu spüren pflegen. Das Grauen, das sie angesichts des Elends dieser Unglücklichen empfinden, wirkt gerade auf diese Teile ihres Körpers stärker als auf andere, weil jenes Grauen eben daraus entsteht, daß sie sich vorstellen, was sie selbst wohl leiden würden, wenn sie selbst die Unglücklichen wären, die sie vor sich sehen, und wenn gerade dieser Körperteil bei ihnen mit dieser erbarmenswürdigen Krankheit behaftet wäre. Die Kraft dieser Vorstellung ist allein ausreichend, um in ihrem schwächlichen Körperbau jenes Jucken und Unbehagen zu erzeugen, über welches sie klagen. Aber auch Menschen von kräftigster Körperbeschaffenheit beobachten, daß sie beim Anblicke kranker

Augen oft in ihren eigenen Augen einen sehr deutlich fühlbaren Schmerz empfinden, der aus der gleichen Ursache entsteht; denn dieses Organ ist eben bei dem stärksten Manne immer noch empfindlicher als irgendein anderer Körperteil bei dem schwächsten.

Aber nicht nur solche Umstände, die Schmerz oder Kummer hervorrufen, erwecken unser Mitgefühl. Der Affekt, der durch irgendeinen Gegenstand in der zunächst betroffenen Person erregt wird, mag vielmehr welcher immer sein, stets wird in der Brust eines jeden aufmerksamen Zuschauers bei dem Gedanken an die Lage des anderen eine ähnliche Gemütsbewegung entstehen. Unsere Freude über die Errettung jener Tragödien- oder Romanhelden, die unsere Anteilnahme erwecken, ist ebenso aufrichtig wie unser Kummer wegen ihrer Not, und das Mitgefühl mit ihrem Elend ist nicht wirklicher als das mit ihrem Glück. Wir teilen ihre Dankbarkeit gegenüber jenen treuen Freunden, die sie in ihren Bedrängnissen nicht verlassen, und von ganzem Herzen empfinden wir ihr Vergeltungsgefühl gegen jene treulosen Verräter, die sie beleidigt, im Stiche gelassen oder betrogen haben. Bei allen Affekten, deren das menschliche Gemüt fähig ist, entsprechen die Gemütsbewegungen des Zuschauers immer dem Bilde, das dieser sich von den Empfindungen des Leidenden macht, indem er sich in dessen Fall hineindenkt.

»Erbarmen« und »Mitleid« sind Wörter, die dazu bestimmt sind, unser Mitgefühl mit dem *Kummer* anderer zu bezeichnen. Das Wort »Sympathie« kann dagegen, obgleich seine Bedeutung vielleicht ursprünglich die gleiche war, jetzt doch ohne Verstoß gegen den Sprachgebrauch dazu verwendet werden, um unser Mitgefühl mit jeder Art von Affekten zu bezeichnen.

In manchen Fällen mag es den Anschein haben, daß Sympathie aus dem bloßen Anblick einer bestimmten Gemütsbewegung an einer anderen Person entstehe. In manchen Fällen mag es geradezu scheinen, daß die Affekte sich in einem Augenblick von einem Menschen auf einen anderen übertragen, und zwar bevor dieser

noch irgendwelche Kenntniss davon hat, was es war, das in der zunächst betroffenen Person jene Affekte auslöste. Kummer und Freude z. B. bewirken, wenn sie in Blick und Gebärden eines Menschen stark zum Ausdruck kommen, auch im Zuschauer sofort eine gleiche, schmerzliche oder freudige Gemütsbewegung eines gewissen Grades. Ein lächelndes Gesicht wirkt auf jeden, der es sieht, aufheiternd, eine sorgenvolle Miene andererseits erweckt Traurigkeit.

Dies gilt indessen nicht allgemein oder mit Bezug auf jeden Affekt. Es gibt Affekte, deren Ausdruck keinerlei Sympathie hervorruft, vielmehr eher die Wirkung hat, unseren Widerwillen und unsere Abneigung zu erwecken, solange wir nicht mit der Ursache der Affekte bekannt sind. Das wütende Benehmen eines Zornigen wird uns wohl eher gegen ihn selbst aufbringen als gegen seine Feinde. Da wir nicht wissen, was seinen Zorn herausgefordert hat, können wir uns in seinen Fall nicht hineindenken und darum auch keinerlei Gefühle empfinden, die den Affekten gleichen würden, welche diese Herausforderung in *ihm* auslöste. Wir sehen dagegen ganz klar die Lage derjenigen Personen vor uns, gegen welche sein Zorn sich richtet, und können uns vorstellen, welche Gewalttätigkeiten sie wohl von einem so erzürnten Gegner gewärtigen müssen. Darum sympathisieren wir mit ihrer Furcht und ihrem Vergeltungsgefühl und sind sofort bereit, gegen den Mann Partei zu ergreifen, von dessen Seite ihnen eine so große Gefahr zu drohen scheint.

Wenn schon die äußere Erscheinung von Kummer und Freude uns die gleichen Gemütsbewegungen – wenigstens in einer gewissen Stärke – einflößt, so kommt dies daher, daß sie in uns die allgemeine Vorstellung von irgendeinem Glück oder Unglück erweckt, das denjenigen betroffen haben muß, an dem wir sie beobachten; das aber genügt bei diesen Affekten, um ihnen einen gewissen wenn auch geringen Einfluß auf uns zu verleihen. Die Wirkungen von Kummer und Freude enden bei demjenigen,

der diese Gemütsbewegungen empfindet; ihr Ausdruck erweckt nicht wie derjenige des Vergeltungsgefühles die Vorstellung eines anderen Menschen, an dem wir Anteil nehmen, und dessen Interesse demjenigen des ersteren zuwiderläuft. Die allgemeine Vorstellung eines Glücks oder Unglücks ruft deshalb eine gewisse Anteilnahme für denjenigen hervor, den es betroffen hat, die allgemeine Vorstellung einer Herausforderung dagegen erweckt keine Sympathie für den Zorn desjenigen, gegen den sie gerichtet war. Die Natur selbst lehrt uns, wie es scheint, daß wir diesem Affekt weniger gern unsere Zustimmung geben sollen, und daß wir eher geneigt sein mögen, gegen ihn Partei zu ergreifen, solange wir nicht über seine Ursache unterrichtet sind.

Ja, auch unsere Sympathie mit der Freude oder dem Kummer eines anderen wird immer äußerst unvollkommen sein, solange wir nicht mit den Ursachen dieser Affekte bekannt sind. Allgemeine Wehklagen, die nichts anderes zum Ausdruck bringen als die Qualen, die der Leidende empfindet, erwecken eher eine gewisse Neugierde in uns, den Wunsch, seine Lage kennen zu lernen, verbunden mit einer gewissen Geneigtheit, für ihn Sympathie zu empfinden, als ein wirklich deutlich erlebtes Gefühl der Sympathie. Die erste Frage, die wir stellen, ist: »Was ist dir widerfahren?« Solange diese Frage nicht beantwortet ist, werden wir zwar ein gewisses Unbehagen fühlen, einerseits infolge der unklaren Vorstellung, die wir uns von seinem Unglück machen, noch mehr aber weil wir uns mit Vermutungen darüber quälen, was es wohl für ein Unglück gewesen sein mag – aber unser Mitgefühl für ihn wird nicht sehr beträchtlich sein.

Sympathie entspringt also nicht so sehr aus dem Anblick des Affektes, als vielmehr aus dem Anblick der Situation, die den Affekt auslöst. Wir fühlen mitunter für einen anderen einen Affekt, dessen er selbst ganz und gar unfähig zu sein scheint; denn dieser Affekt entsteht in unserer Brust, sobald wir uns in seinen Fall hineindenken, aus der Einbildungskraft; während er in seinem

Herzen durch die Wirklichkeit nicht hervorgerufen wird. Wir erröten für die Schamlosigkeit und Roheit eines anderen, obwohl er selbst scheinbar kein Gefühl für die Unschicklichkeit seines Betragens hat; denn wir können uns des Gedankens an jene Beschämung nicht erwehren, die uns ergreifen würde, wenn wir selbst uns auf so unvernünftige Weise betragen hätten.

Unter all den Plagen, denen die Menschheit durch das Los der Sterblichkeit ausgesetzt ist, wird wohl allen Menschen, die auch nur den geringsten Funken von Menschlichkeit besitzen, der Verlust der Vernunft als die allerfürchterlichste erscheinen und sie werden diese letzte Stufe menschlichen Elends mit tieferem Erbarmen betrachten als jede andere. Aber der arme Unglückliche, der sich in diesem Zustande befindet, lacht und singt vielleicht und ist sich seines eigenen Elends ganz und gar nicht bewußt. Die Qual, welche die Menschenliebe beim Anblick eines solchen Kranken fühlt, kann also nicht der Widerschein einer Empfindung des Leidenden sein. Das Mitleid des Zuschauers muß vielmehr ganz und gar aus der Erwägung entstehen, was er selbst wohl fühlen würde, wenn er in die gleiche unselige Lage versetzt wäre und wenn er dabei gleichzeitig fähig wäre – was vielleicht unmöglich ist – diese Lage mit seiner gegenwärtigen Vernunft und Urteilkraft zu betrachten.

Wie groß sind die Qualen einer Mutter, wenn sie das Ächzen ihres kleinen Kindes hört, das unter den Martern seiner Krankheit nicht auszudrücken vermag, was es fühlt. In ihrer Vorstellung von dem, was das Kind leidet, verbindet sie in Gedanken die wirkliche Hilflosigkeit des Kindes mit ihrem Bewußtsein von dieser Hilflosigkeit und mit ihren eigenen Schrecken vor den unbekanntesten Folgen, die dieser elende Zustand nach sich ziehen kann; und aus all dem gestaltet sie zu ihrem eigenen Kummer das vollständigste Bild des Elends und Jammers. Das Kind indessen fühlt nur das Unbehagen des gegenwärtigen Augenblicks, das niemals groß sein kann. In bezug auf die Zukunft ist es ganz ohne Sorgen und

in seiner Gedankenlosigkeit und seinem Mangel an Voraussicht besitzt es ein Gegengift gegen Furcht und Angst, jene großen Peiniger des menschlichen Herzens, gegen welche Vernunft und Philosophie dieses immer vergeblich zu verteidigen suchen werden, wenn das Kind zum Mann herangewachsen sein wird.

Ja, wir empfinden Sympathie sogar mit den Toten, und, ohne daß wir auf das achten würden, was in ihrer Lage wirklich wichtig ist, nämlich die furchtbare Zukunft, die ihrer wartet, machen auf uns vielmehr jene Umstände besonderen Eindruck, die zwar uns in die Augen fallen, die aber auf ihre Glückseligkeit keinen Einfluß haben können. Es ist bejammernswert, denken wir, des Sonnenlichtes beraubt zu sein; ausgeschlossen zu sein vom Leben und vom Umgang mit Menschen, ins kalte Grab gelegt zu werden als eine Beute der Verwesung und des Gewürms der Erde. Der Tote ist bejammernswert, denken wir, weil niemand mehr in dieser Welt seiner gedenkt und er in kurzer Zeit aus der Liebe und fast sogar auch aus dem Gedächtnis seiner liebsten Freunde und Verwandten ausgelöscht sein wird. Sicherlich können wir, wie wir meinen, nie zu viel für jene fühlen, die ein so fürchterliches Unglück betroffen hat. Es scheint uns, daß ihnen das Mitleid, welches wir ihnen zollen, nun doppelt gebührt, da sie in Gefahr sind, von jedermann vergessen zu werden; und durch die zwecklosen Ehrungen, die wir ihrem Andenken erweisen, bemühen wir uns – zu unserer eigenen Pein – die trübselige Erinnerung an ihr Unglück künstlich in uns wachzuhalten. Daß unsere Sympathie ihnen keinen Trost gewähren kann, das scheint uns noch eine Zugabe zu ihrem Elend zu sein; das Bewußtsein, daß alles, was wir tun können, nutzlos ist und daß, was jede andere Not lindert: das Bedauern, die Liebe und die Klagen der Freunde, ihnen keine Erleichterung ihrer Leiden verschaffen kann, trägt noch dazu bei, unser Gefühl für ihr Elend zu vergrößern. Die Glückseligkeit der Toten wird indessen ganz sicher durch keinen dieser Umstände berührt; auch wird der Gedanke an diese Dinge niemals die tiefe

Sicherheit ihrer Ruhe stören können. Die Vorstellung von jener fürchterlichen und endlosen Melancholie, die unsere Phantasie naturgemäß ihrer Lage zuschreibt, entsteht ganz und gar daraus, daß wir mit der Veränderung, die sich an ihnen vollzogen hat, unser eigenes *Bewußtsein* von dieser Veränderung verbinden; sie entsteht daraus, daß wir uns selbst in ihre Situation versetzen, und daß wir, wenn ich so sagen darf, unsere eigene lebende Seele in ihren unbeseelten Leichnam einquartieren und uns dann die Gefühle vorzustellen suchen, die wir in dieser Lage haben würden. Eben von dieser Täuschung unserer Phantasie kommt es, daß der Gedanke an unsere eigene künftige Auflösung uns so schrecklich ist, und daß die Vorstellung jener Umstände, die uns zweifellos keinen Schmerz bereiten werden, wenn wir einmal tot sind, uns elend macht, solange wir noch am Leben sind. Und daraus entspringt eines der wichtigsten Prinzipien der menschlichen Natur: die Furcht vor dem Tode, das stärkste Gift für jedes Glück, aber auch die gewaltigste Schranke für die Ungerechtigkeit der Menschen, die, während sie den einzelnen bedrückt und quält, doch die Gesellschaft hütet und beschützt.

ZWEITES KAPITEL

Von dem Wohlgefallen, welches durch gegenseitige Sympathie erzeugt wird.

Was immer jedoch die Ursache der Sympathie sein und auf welche Weise sie auch erregt werden mag, sicher ist, daß nichts unser Wohlgefallen mehr erweckt, als einen Menschen zu sehen, der für alle Gemütsbewegungen unserer Brust Mitgefühl empfindet, und daß uns nichts so sehr verdrießt, als wenn wir an einem Menschen kalte Gefühllosigkeit beobachten. Diejenigen, die eine besondere Vorliebe dafür haben, alle unsere Empfindungen aus gewissen Verfeinerungen der Selbstliebe abzuleiten,¹ sind

keineswegs darum verlegen, einen ihren Prinzipien entsprechenden Grund für dieses Wohlgefallen und diesen Ärger anzugeben. Sie sagen, der Mensch sei sich eben seiner eigenen Schwäche und seines Bedürfnisses nach fremder Hilfe bewußt und freue sich, wenn er bemerkt, daß andere Menschen seinen Gefühlen beipflichten, weil er dann eben dieses Beistandes versichert sei; und er sei bekümmert, wenn er das Gegenteil bemerkt, weil er dann ihren Widerstand gewärtigen müsse. Jedoch wird sowohl das Wohlgefallen als der Ärger stets so augenblicklich empfunden und oft auch bei solch geringfügigen Anlässen, daß offenbar keines dieser beiden Gefühle aus einer derartigen eigennützigem Betrachtung abgeleitet werden kann. Jemand, der sich bemüht hat, eine Gesellschaft zu unterhalten, wird sich ungemein kränken, wenn er nachher um sich blickt und sieht, daß niemand über seine Scherze lacht als er selbst. Umgekehrt wird ihn die Heiterkeit der Gesellschaft höchst angenehm berühren und er wird diese Übereinstimmung ihrer Empfindungen mit seinen eigenen als den größten Beifall betrachten.

Es scheint mir jedoch das Vergnügen, das er darüber empfindet, nicht bloß daher zu kommen, daß seine Heiterkeit durch die Sympathie mit der Heiterkeit der anderen zu größerer Lebhaftigkeit gesteigert wird, noch scheint mir sein Ärger in dem anderen Falle ganz und gar von der Enttäuschung herzurühren, die er erleidet, wenn er dieses Vergnügen entbehren muß, obzwar dieser Umstand zweifellos einigermaßen dazu beiträgt. Wenn wir ein Buch oder ein Gedicht so oft gelesen haben, daß wir kein Vergnügen mehr daran finden, es allein zu lesen, so kann es uns doch noch Freude machen, es einem Gefährten vorzulesen. Für ihn hat es den ganzen Reiz der Neuheit und wir nehmen dann an der Überraschung und Bewunderung teil, die es naturgemäß in ihm erweckt, die es aber in uns nicht mehr hervorzurufen vermag; wir betrachten dann alle die Gedanken, die es zur Darstellung bringt, eher in dem Lichte, in welchem sie ihm erscheinen, als in

demjenigen, in welchem sie uns erscheinen würden; wir unterhalten uns nun wieder über das Buch, und zwar aus Sympathie mit der Unterhaltung, die es ihm bereitet und die so unsere eigene von neuem belebt. Umgekehrt würden wir uns ärgern, wenn ihm das Buch keine Unterhaltung zu gewähren schiene, und wir könnten dann kein Vergnügen mehr daran finden, es ihm vorzulesen. Ebenso verhält es sich nun in unserem Falle. Die Heiterkeit der Gesellschaft belebt zwar zweifellos unsere eigene Heiterkeit und ihr Schweigen muß uns zweifellos enttäuschen. Aber obwohl dies beitragen mag zu dem Vergnügen, das wir aus der ersteren, und zu dem Mißvergnügen, das wir aus dem letzteren schöpfen, so ist dies doch keineswegs die einzige Ursache dieser Gefühle; und daß diese Übereinstimmung der Empfindungen anderer Menschen mit unseren eigenen uns Vergnügen und das Fehlen derselben uns Mißvergnügen bereitet, scheint auf diese Weise allein nicht erklärt werden zu können. Bei der Sympathie, welche meine Freunde gegenüber meiner Freude zum Ausdruck bringen, wäre es freilich möglich, daß diese Sympathie mir dadurch Vergnügen bereitete, daß sie diese meine Freude verstärkt; aber die Sympathie, die sie gegenüber meinem Kummer zum Ausdruck bringen, könnte mir doch nicht Freude bereiten, wenn sie bloß dahin wirken würde, diesen Kummer noch zu verstärken. Und doch verstärkt Sympathie die Freude und erleichtert den Kummer. Sie verstärkt die Freude, indem sie eine neue Quelle der Befriedigung darbietet, und sie erleichtert den Kummer, indem sie dem Herzen die einzige angenehme Empfindung einflößt, für die es in jenem Augenblick empfänglich ist.

Man kann demgemäß auch beobachten, daß wir noch ängstlicher darauf bedacht sind, unseren Freunden von unseren unangenehmen Affekten Mitteilung zu machen als von unseren angenehmen, daß uns ihre Sympathie mit den ersteren viel mehr Genugthuung bereitet als die mit den letzteren, und daß wir über

ihren Mangel an Sympathie gegenüber unseren schmerzlichen Affekten einen viel größeren Ärger empfinden.

Wie erleichtert fühlen sich unglückliche Menschen, wenn sie jemanden gefunden haben, dem sie die Ursache ihres Kammers mitteilen können! Auf seine Sympathie scheinen sie einen Teil ihrer Leiden abzuladen, und man sagt darum nicht unpassend, daß er ihre Leiden »teile«. Er fühlt nicht nur einen Kummer, der mit demjenigen gleichartig ist, den sie selbst fühlen, sondern es ist gleichsam, als ob er einen Teil ihres Kammers auf sich genommen hätte und als ob, was er empfindet, das Gewicht dessen vermindern würde, was sie fühlen. Doch indem sie von ihrem Mißgeschick erzählen, erneuern sie in gewissem Maße ihren Gram; sie erwecken in ihrem Gedächtnis die Erinnerung an jene Umstände, die den Anlaß zu ihrer Betrübniß gebildet haben; ihre Tränen fließen stärker als zuvor, und sie überlassen sich nun leicht der ganzen Schwäche ihres Kammers. Dennoch finden sie an all dem Gefallen, und es ist offenkundig, daß es ihnen fühlbare Erleichterung gewährt; denn die Sympathie des Zuhörers ist für sie so süß, daß sie ihnen die Bitterkeit des Kammers mehr als aufzuwiegen scheint, den sie, um jene Sympathie zu erlangen, wieder belebt und erneuert haben; andererseits ist es die grausamste Kränkung, die einem unglücklichen Menschen angetan werden kann, wenn man ihm zeigt, daß man sein Mißgeschick leicht nimmt. Unsere Gefährten merken lassen, daß uns ihre Freude nicht nahe geht, ist nur ein Mangel an Höflichkeit; aber nicht eine ernste Miene anzunehmen, wenn sie uns ihre Bekümmernisse erzählen, ist wirklich eine arge Unmenschlichkeit.

Liebe ist ein angenehmer, Vergeltungsgefühl ein unangenehmer Affekt; und deshalb sind wir nicht halb so ängstlich darauf bedacht, daß unsere Freunde unsere Freundschaften zu den ihrigen machen, als daß sie an unserem Vergeltungsgefühl Anteil nehmen. Wir können es ihnen verzeihen, wenn sie etwa für die Gunstbezeugungen wenig Interesse zeigen, die wir empfangen ha-

ben, aber wir verlieren alle Geduld, wenn ihnen die Beleidigungen gleichgültig zu sein scheinen, die man uns angetan hat. Auch sind wir nicht halb so ärgerlich über sie, wenn sie unsere Dankbarkeit nicht teilen, als wenn sie mit unserem Vergeltungsgefühl nicht sympathisieren. Sie dürfen es ohne weiteres unterlassen, unseren Freunden Freunde zu werden, aber sie können es kaum vermeiden, denjenigen feind zu sein, mit denen wir im Streite liegen. Wir nehmen es ihnen selten übel, wenn sie mit den ersten in Feindschaft sind, obgleich wir auch aus diesem Grunde uns mitunter läppischerweise so stellen, als ob wir ihnen böse wären; aber wir sind ihnen ganz ernstlich böse, wenn sie mit den letzteren in Freundschaft stehen. Die angenehmen Affekte der Liebe und der Freude sind imstande, dem Herzen Genugthuung und Erleichterung zu gewähren, ohne daß irgendein anderes Lustgefühl dazutreten müßte. Die bitteren und schmerzlichen Gemütsbewegungen des Kammers und des Vergeltungsgefühles verlangen dagegen in stärkerem Maße nach dem heilenden Trost der Sympathie.

Wie derjenige, den ein Ereignis in erster Linie angeht, sich über unsere Sympathie freut und sich über deren Fehlen kränkt, so scheint es, daß auch wir uns freuen, wenn wir fähig sind, mit ihm zu sympathisieren, und daß wir uns kränken, wenn wir dazu nicht imstande sind. Wir eilen nicht nur, dem Glücklichen, der irgendeinen Erfolg errungen hat, unsere Glückwünsche auszusprechen, sondern auch den Betrübten unseres Beileides zu versichern; und es scheint, daß die Freude, die wir an dem Umgang mit einem Menschen finden, mit dem wir in allen Gefühlen, die sein Herz bewegen, sympathisieren können, die Schmerzlichkeit jenes Kammers überwiege, den uns der Anblick seiner Lage bereitet. Umgekehrt, ist es uns immer unangenehm, zu fühlen, daß wir mit ihm nicht sympathisieren können, und anstatt uns darüber zu freuen, daß wir von dem sympathischen Schmerz befreit sind, kränkt es uns, wenn wir bemerken, daß wir seine Unruhe nicht

teilen können. Wenn wir hören, wie jemand laut über sein Mißgeschick klagt, und wir doch fühlen, daß dasselbe, wenn wir uns in den Fall ganz hineindenken, keinen solch gewaltigen Eindruck auf uns machen kann, dann werden wir über seinen Kummer Ärger empfinden, und weil wir an ihm nicht teilnehmen können, nennen wir ihn Kleinmütigkeit und Schwäche. Auf der anderen Seite erweckt es auch unseren Verdruß, einen Menschen wegen irgendeines kleinen Endchens Glück, das er erreicht hat, allzu glücklich oder, wie wir sagen, in allzu gehobener Stimmung zu sehen. Seine Freude beleidigt geradezu unser Gefühl, und weil wir ihr nicht beizustimmen vermögen, nennen wir sie Leichtsinn und Torheit. Ja, es raubt uns sogar selbst die gute Laune, wenn unser Gefährte über einen Scherz lauter oder länger lacht, als dieser es unserer Ansicht nach verdient, das heißt länger, als wir unserem Gefühle nach selbst über ihn lachen könnten.

DRITTES KAPITEL

Von der Art und Weise, wie wir über die
Schicklichkeit oder Unschicklichkeit der
Gemütsbewegungen anderer Menschen je nach ihrer
Übereinstimmung oder Nichtübereinstimmung
mit unseren eigenen urteilen.

Wenn die ursprünglichen Affekte desjenigen, der durch ein Ereignis in erster Linie betroffen wird, mit den sympathetischen Gemütsbewegungen des Zuschauers in voller Übereinstimmung stehen, dann werden sie notwendig diesem letzteren als richtig und schicklich und als ihren Anlässen angemessen erscheinen; und umgekehrt, wenn dieser sich in den Fall hineinzudenken sucht und dabei findet, daß diese Affekte nicht mit dem übereinstimmen, was er selbst fühlt, dann erscheinen sie ihm notwendig als unrichtig und unschicklich und als den Ursachen unangemessen,

die sie hervorrufen. Wenn wir also die Affekte eines anderen als ihren Gegenständen angemessen billigen, so bedeutet das nichts anderes, als daß wir unserer vollen Sympathie mit diesen Affekten inne geworden sind; und sie nicht als solche billigen, heißt bemerken, daß wir nicht gänzlich mit ihnen sympathisieren. Derjenige, der die Beleidigungen übel aufnimmt, die mir angetan worden sind, und bemerkt, daß ich sie genau ebenso übel aufnehme wie er, wird notwendigerweise mein Vergeltungsgefühl billigen. Derjenige, dessen Sympathie ebenso groß ist wie mein Kummer, wird nicht umhin können, zuzugeben, daß mein Gram begründet und vernunftgemäß ist. Derjenige, der das gleiche Gedicht oder das gleiche Bild bewundert wie ich, und zwar es genau so bewundert wie ich, wird sicherlich einräumen müssen, daß meine Bewunderung berechtigt ist. Derjenige, der über den gleichen Scherz lacht und ebenso lange darüber lacht wie ich, wird nicht gut in Abrede stellen können, daß mein Lachen schicklich und berechtigt ist. Umgekehrt wird derjenige, der bei diesen verschiedenen Gelegenheiten keine derartige Gemütsbewegung empfindet wie ich oder doch keine, die in irgendeinem Verhältnis zu meinen Gefühlen stände, nicht umhin können, meine Empfindungen zu mißbilligen, und zwar eben wegen ihrer Nichtübereinstimmung mit seinen eigenen. Wenn meine Erbitterung jenes Maß überschreitet, mit welchem der Unwille, den mein Freund empfindet, noch übereinzustimmen vermag, wenn mein Kummer jene Grenzen überschreitet, bis zu welchen selbst das zarteste Mitleid meines Freundes mitzugehen vermöchte, wenn meine Bewunderung zu hoch oder zu niedrig ist, um mit der seinigen zusammenzupassen, wenn ich laut und herzlich lache, sobald er nur lächelt oder umgekehrt, bloß lächle, wenn er laut und herzlich lacht; in allen diesen Fällen werde ich mir notwendig – sobald er von der Betrachtung des Gegenstandes dazu übergeht, den Eindruck zu beachten, den derselbe auf mich macht – seine Mißbilligung zuziehen, und zwar in höherem oder geringerem Grade, je nachdem, ob zwischen

seinen Empfindungen und den meinigen ein größeres oder geringeres Mißverhältnis besteht. Und bei dieser Gelegenheit werden seine eigenen Empfindungen die Richtschnur und der Maßstab sein, nach welchem er die meinigen beurteilt.

Die *Ansichten* eines anderen billigen, heißt diesen Ansichten beipflichten, und ihnen beipflichten, heißt sie billigen. Wenn die gleichen Beweisgründe, die dich überzeugen, auch mich ebenso überzeugen, dann werde ich notwendig deine Überzeugung billigen, wenn nicht, dann werde ich sie notwendig mißbilligen. Und ich kann mir gar nicht vorstellen, daß ich das eine ohne das andere tun würde. Die Ansichten anderer billigen oder mißbilligen, bedeutet also, wie jedermann zugeben wird, nichts anderes, als deren Übereinstimmung oder Nichtübereinstimmung mit unseren eigenen bemerken. Ganz gleich aber verhält es sich in bezug auf unsere Billigung oder Mißbilligung der *Empfindungen* oder *Affekte* anderer.

Es gibt allerdings Fälle, in welchen wir scheinbar unsere Billigung erteilen, ohne daß irgendwelche Sympathie oder Übereinstimmung der beiderseitigen Empfindungen vorhanden wäre, und in denen es infolgedessen den Anschein haben möchte, daß hier das Gefühl der Billigung mit der Wahrnehmung dieser Übereinstimmung nicht identisch sei. Indessen wird uns eine kleine Anspannung unserer Aufmerksamkeit davon überzeugen, daß sich selbst in diesen Fällen unsere Billigung in letzter Linie auf eine Sympathie oder eine Übereinstimmung derselben Art gründet wie sonst. Ich will hierfür ein Beispiel anführen und wähle dazu einen ganz unwichtigen Fall, weil die Urteile der Menschen in bezug auf solche Fälle weniger leicht durch falsche Lehrbegriffe fälschen und irreleiten lassen: Wir mögen oft einen Scherz billigen und das Lachen der Gesellschaft für ganz richtig und schicklich halten, obwohl wir selbst nicht lachen, vielleicht weil wir in schlechter Stimmung sind, oder weil unsere Aufmerksamkeit gerade durch etwas anderes in Anspruch genommen wird.